

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1922

24 (28.1.1922) Die Mußestunde

Eine Henne kann mehr auseinanderzählen als sieben Säbne zusammentragen. Als die besten Hausfrauen gelten die hässlichen: Je schöneres Weib, je schlechtere Schüssel. Ein schönes Weib gehört in den Waschküchen. Die Schönheit ist vergeblich: Weiberschönheit, das Echo im Wald und Regenbogen vergehen bald. Auch sie ist häufig künstlich: Weibergelalt ist nur gemalt. Weiber und Leinwand laufe nicht bei Licht. Die Gesundheit der Frau ist nicht weit her: An Weibern und ihren ist immer etwas zu finden. Auch ihr Wahrheitsinn soll nach dem Sprichwort schwach entwickelt sein: einem Weibe stets die Wahrheit, aber nie die ganze. Wer einem Weibe glaubt, ist seiner Sinne beraubt. April und Weibermüll ändert sich bald und viel. Ebenso sind ihnen Neugierde und Schwabhaftigkeit eigen: Wo Gänse sind, da ist Geschnatter, und wo Frauen, da sind viel Mären. Besonders in acht nehmen muß man sich vor den Weibern bei wichtigen häuslichen Arbeiten: Weiber, wenn sie waschen und baden, haben den Teufel im Nacken. Ihre Hoffahrt ist sehr groß: Kein stolzer Tier auf Erden, denn ein Pferd und ein Weib. Auf Eiern tanzen und mit Weibern umgehen, muß gelernt werden sieben Jahr und einen Tag. Weiber haben langes Haar und kurzen Sinn. Treue Weiber und weiße Sperlinge sind selten. Weiber und Fische sind schwer zu hüten.

Tropdem ist Heiraten nach dem Sprichwort notwendig: Ledige Haut schreit überlaut, und deshalb finden die Mädchen immer wieder Männer: Jeder Loff findet seinen Defel. Zunächst muß man die Mutter gewinnen: Wer die Tochter haben will, halt es mit der Mutter. Das Freien macht Vergnügen: Freien ist so lächer wie gekostene Kämmerfüße. Man muß möglichst früh heiraten: Bekannte Erenland. Früh aufstehen und jung freien, wird niemanden gereuen. Frühe Hochzeit lange Liebe. Dennoch ist das Heiraten ein sehr georgotes Abenteuer. In dem Sprichwort: Die Ehen werden im Himmel geschlossen, findet sich der pessimistische Rat: Und die Lorbeeren auf Erden beangen. Heiraten und Gehentwerden hängt vom Geschick ab auf Erden. Jedes Haus hat sein Kreuz. Zahlreich sind die Sprichworte, die die Heirat mit der Lotterie oder mit einem Pferdelauf vergleichen, mit diesem, weil man dabei leicht übers Ohr gehauen wird. Andererseits ist aber die Ehe wieder kein Pferdelauf, weil man das Pferd wieder abgeben kann, die Frau aber nicht: Heiraten ist wie's große Los. Freien ist wie Pferdelauf, Freier mach die Augen auf. Freien ist kein Pferdelauf. Ein Weib kann man nicht wie ein Schuh wieder ausziehen. Das Heiraten eine lustspielige Sache ist, wußte man auch schon früher: Weib und Kind sind teure Ware. Es soll keiner ein Weib nehmen, er könne dem drei erwischen. Ein Heiratsalter gilt haupt einen Groschen. Heiraten ist ein schön Geschäft, aber eine teure Geschäft. Heiraten bei kalter Liebe, geht bald in die Brüche. Besonders empfiehlt das Sprichwort dem Mann, die Hosen anzuhaken, d. h. die Herrschaft über das Weib zu behalten: Wo Weiber regieren, steigen die Stühle auf die Wände. In viel Liebe können die Weiber nicht vertragen, und ab und zu rät das Sprichwort sogar — etwas Prügel an.

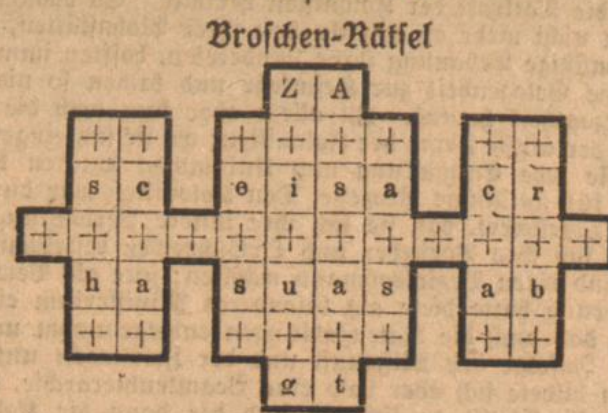
Aus Welt und Wissen

Woher kommt der Ausdruck „Schorle-Morle“? Wie Professor Dahl in einem Vortrage in Weinheim mitteilte, hatte in der früheren Besatzungsperiode in der Pfalz der französische General Joubert Camour die Gewohnheit, die Pfälzer Weine, die bekanntlich etwas schwer sind, vermischt mit Selterswasser zu trinken. Im Pfälzer Volksmunde entstand in Zusammensetzung des französischen Namens die Bezeichnung „General Joubert Camour“, woraus später sich der Spitzname „General Schorlemorle“ entwickelte. Schließlich übertrug sich der Name auf die Getränkmischung selber, und man wandte zuletzt allgemein auf die Mischung von Wein und Selterswasser die Bezeichnung „Schorlemorle“ an, die sich im Laufe der Zeit über die Pfalz hinaus allgemein einbürgerte, ohne daß man sich des Ursprungs des Wortes bewußt war.

Seltene Straßennamen. Mit den Straßennamen beschäftigt seit einiger Zeit ein besonderer Zweig der Sprachforschung, der aus diesen früher wenig beachteten Bezeichnungen ein buntes Bild der Geschichte und Volksekunde enthält hat. Aber es gibt auch Straßennamen, die schon durch ihren merkwürdigen Klang die Phantasie anregen, ohne daß man erst ihrer tieferen Bedeutung nachzuforschen braucht. So gibt es z. B. in Brügge eine „Alle Sad-Strasse“, in Marzelle eine „Stroße des toll gemordenen Hundes“ und eine „Stroße der sieben jungen Männer“. In London gibt es eine „Vergebene Liebes-muß-Strasse“ und nicht weit davon einen Platz „Alain Corriés Spielplatz“, die wohl beide nicht mit den Werken von Schopenhauer und Videns zusammenhängen, an die sie anlingen, sondern irgend einem nicht mehr feststellbaren Vorfall ihren Ursprung verdanken.

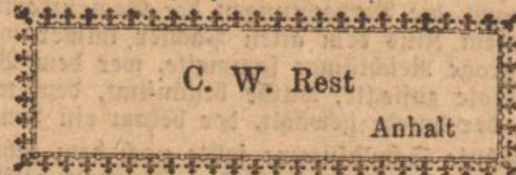
Schreibe: Hermann Winter, Druck und Verlag von W. H. G. in Karlsruhe, Luitpoldstraße 24.

Rätselecke



Die Kreuze dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu versehen, derart, daß horizontale Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die mittlere waagerechte Linie ein Sportgerät, Fritz Mantensels.

Besuchstarenrästel



Wer wissen will, was für einen Beruf dieser Herr ausübt, hat die Aufgabe, sämtliche Buchstaben zu verändern. Es ergibt sich dann eine mit „M“ beginnende Berufsbezeichnung. Fritz Mant.

Wechsel-Rästel

In a und u ein Ehepaar ihr schaut, Das nicht einmal im Standesamt getraut, Und sollt' es jemand drum mit o belei/gen, Es dächte nicht daran, sich zu vertei/gen.

Buchstaben-Rästel

Mit i, da dient's dem Leib zur Wehr, Mit u bedrückt's die Seele schwer!

Auflösungen der Rästel in der Nummer der 3. Woche

Bilderrästel: Tue immer das Deine, beachte nicht das Kleine. Magisches Quadrat: Rebe, Eber, Weil, Erle.

Bierekrästel: Jaguar, Kangel, Bendel, Schule, Signal, Mitter: Januar.

Silberkrästel: Schneeballschlacht.

Nichtige Lösungen bringen ein: Fritz Herrmann, Arthur Hermann, Karl und Luise Daxner, Kurt Hummel, Willi Weingartner, Wolfgang, Gretel und Walter Günther, Walter Landmesser, Ernst Weid, Frau Lina Köhler, Frau Emma Braun, A. Klaczinski, Elly Schauf, Karlstrube; Marie Petershans, Friedrich Weis alt, Max Weis jung, Karlsruhe Mühlburg; Sophie Waghinger, Durlach; Karl Weis, Gaden; Maria Geiger, Malsch bei Ettlingen.

Witz und Humo.

Drei Entschuldigungszettel. Drei Entschuldigungszettel, die unfreiwillig lustig sind, veröffentlicht das Januarheft der von Paul Keller herausgegebenen Monatschrift Die Vergstadt in der Abteilung Von der Schürpferfergilde. Sie lauten: „Lieberes Fräulein! Weil sich Friedas schlimmer Fuß in die Länge zog, konnte sie den Schulausflug nicht mitmachen.“ „Geehrtes Fräulein! Entschuldigen Sie gütigst, das meine Majestät das Bibliothek-Buch gestern nicht brachte, sie hatte es im Hals.“ „Hochachtungsvoll A. C.“

„Indem das sie meine Tochter Auguste eine gänzlich Unschuldige Ohrfeige gegeben haben und dann noch an dem Kopfe verbiete ich Ihnen Gans ergehen, das mich das nicht nochmal vorkommt! Wenn sie schon durchaus schlagen müssen sind die andern Kinder da nicht meine Auguste. Gans herzlich G. M.“ „Lieber Simplissimus. Wir sahen, drei frühliche Stunden, in Leipzig auf meiner Bude und spielten Klavier. Es hingelte. Ein Dienstmädchen. „nischuldigen Sie, die Härtschaf-ten von unten lassen Sie sagen.“ Sie möchten keine Musik machen, de Dame liecht im Glarbn.“ Wir schlossen den Klavier- deckel und spielten Stat. Nach einer Stunde hingelte es wieder. Das Dienstmädchen: „nischuldigen Sie, die Härtschaf-ten von unten lassen Sie sagen, die Dame wähere nu geschorben. Sie gennten egal weiterzupielten.“

Die Mußeestunde Zur Unterhaltung und Belehrung

4. Woche

Karlsruhe, den 28. Januar

1922

Die neue Zeit

Von Karl Sendell

Es hat ein Hammer aufgeschlagen Im mensichlichen Maschinenaal. Der Ambos Klang, und fortgetragen Wird sein Getöse von Tal zu Tal. Die Berge zittern seinem Dröhnen, Die Meere wälzen seinen Mut: Es beb't ans Ohr der Erde Sehnen Und lebt im Schönen, das er tadet.

Aus ihrem dunklen Mutterchoße Wächst auf zur Kraft durch Not und Leid, Wit Mut geäußt, die schöne, trocke, Freiblebende, die neue Zeit. Der Kampf umbraust des Kindes Biere, Zur Hocheit blüh'n ihr sternklar Zum leht'nen Lohn durchkomm'ner Siege Leuchtblumenketten durch das Haar.

Gütdauf, du junge Zeit der Milde, Der Unschuld, die nur Wahrheit kennt, Die nach dem kühnen Geistesbilde Sich höher zu gestalten brennt! Wir rüden unser Haupt zum Grube Entgegen deiner edlen Fier, Wir streuen Blüten deinem Fuße Und huldbigen und psalmieren dir.

Das Zigeunermädchen

Als er vom Markte nach Hause kam, brachte der Bäcker die Neugier mit:

„Die selben Zigeuner von vor sechs Jahren streifen in der Umgegend umher. Sicher kommen sie morgens durchs Dorf.“

Die Bauern dachten sofort an Varju, den Witzner und seine junge Magd Zuischa. Alle entkannen sich noch der traumhaften Flucht einer Zigeunerbande, die eines Morgens von den Gendarmen durch die Poststraken getrieben wurde.

Ein kleines Zigeunermädchen, das man zum Betteln und Stehlen von einem Hofe zum andern geschickt hatte sich im Felde verirrt. Am nächsten Abend hatte man sie auf dem Weg im Bagengleis aufgelesen — verhungert und völlig erschöpft, wie ein zu früh aus dem Neste gefallenes Wöglein. Da es unmöglich war, das Kind den Zigeunern wiederzugeben, denn sie waren schon verschwunden, und man wußte nicht wohin, fand Varju die Kleine getund und hübsch und wollte sie zu sich nehmen.

Varju liebte sie früher bei der Kosthändlererei erschwundenen Taler zu Wucherzinsen aus, und nachdem die Anlegenheit mit der Behörde geregelt war, erhielt man bald den Beweis, daß er alte, rohe, mißtrauische Geizhals auch jetzt noch aus Habgier handelte und nicht aus Nächstenliebe. Trotzdem sie geschickt und fleißig war, wurde Zuischa doch mehr als Sklavin denn als Magd behandelt und mußte die schwersten Arbeiten verrichten. Zweimal lief sie fort, als es zum Frühling ging, wie ein Wöglein, das sich sehnt nach Freiheit und weiter Natur. Zweimal wurde sie von Gendarmen aufgefangen und traurig und demütig ins Gans ihres Herrn zurückgebracht. Sei es nun, daß Zuischa die Zwecklosigkeit solcher Versuche erkannte oder eine bessere

Gelegenheit abwartete, sei es, daß Varju, der sie nun groß und hübsch sah, sich mit einem verdächtigen Wunsch schmeichelte — sie führte jetzt ein ruhigeres Leben in dem Hause des Wucherers, als nun blödsich das Gerücht über die nahenden Zigeuner kam.

II.

Als er am Abend Türen und Fensterläden geschlossen, sagte Varju vor dem Essen zu der jungen Magd:

„Die Zigeuner haben dich verlassen, weil Du ihnen zur Last warst, ich aber habe für dich gesorgt. Wirst Du nun morgen so undankbar sein und weglassen, um mit ihnen zu ziehen?“

„Ja, ich ziehe mit ihnen!“ sagte sie entschlossen.

„Ich bin ja hart mit Dir gewesen, es ist wahr,“ gestand er, „als Du noch klein warst. Aber jetzt bist Du ja groß, wie eine junge Frau. Ich bin nie mehr böse zu Dir, Zuischa, sicher nicht!“

„Ich habe mehr Angst vor Euren Schmeicheleien, Herr, als vor Eurer Noheit. Ich ziehe mit den Zigeunern.“

„Das ist Dein letztes Wort?“

„Mein letztes.“

Obgleich sein Lächeln spöttisch blieb, sah er sich doch darein zu flühen. Wie jeden Abend, befahl er in natürlichstem Tone:

„Geh und hole den Krug Wein aus dem Keller. Nimm Licht mit, damit Du nicht gegen die Mauer der Zisterne läufst.“

Sie geborchte. In der einen Hand hielt sie die Laterne, mit der andern öffnete sie die dicke, schwere Tür des Treppenganges. Nachdem sie die Stufen hinuntergestiegen, stieß sie die noch didere, noch schwerere Tür des Kellers auf — eines festen, tiefen, in einen Felsen gebauten Kellers.

Zuischa stellte die Laterne auf die Zisternenmauer. Der Schein fiel auf die glatten, fickernden Wände. Das Wasser, das nicht mehr ausgeschöpft wurde, schimmerte grünlich-schmutzig auf dem Boden des Brunnens.

Sie nahm einen Krug aus dem Speiseschrank und füllte ihn mit Wein aus dem Kasse. Da plötzlich hörte sie, wie oben die Tür des Treppenbaues verschlossen wurde und dann auch die Kellertür. Bei dem Gedanken, Varju könne sie einschließen, richtete sie sich mißtrauisch auf. Doch der Tritt des diden Menschen auf den Treppenstufen beruhigte sie.

„Er hat wohl Angst, die Zigeuner könnten stehlen!“ dachte sie in aller Unschuld. „Bleibst du hier kein Geld verstecken, während ich das Abendbrot fertigmache!“

Als sie den Krug gefüllt, ließ sie die Laterne auf dem Brunnenrand stehen und wollte an Varju vorbei die Treppe hinaufgehen. Er trug einen großen Korb unter dem Arme, doch stieß er sie zurück, warf die Tür zu und verließ sie gleich den beiden andern.

Zuischa sah ihn groß an und verstand ihn noch immer nicht, doch wurde sie blaß. Er hatte ein stilles, listiges, sarkastisches Lächeln.

„Warum zieht Ihr den Schlüssel denn ab?“ fragte sie, indem sie ihre wachende Furcht zu verbergen suchte. „Wollt Ihr etwa die Nacht hier im Keller verbringen?“

„Ja, diese Nacht und morgen den Tag und dann noch eine Nacht! Wir gehen erst wieder hinauf, wenn die Zigeuner schon weit sind, so weit, daß man nichts mehr von ihnen hört.“

Zuischa starrte ihn noch immer an, doch war sie leichenblaß und zitterte am ganzen Körper. Er zeigte ihr den gefüllten Korb und erklärte höhnend:

„Es sind mehr Nahrungsmittel und Kerzen darin, als wir in einer ganzen Woche verbrauchen. Allein unsere Kost wird nicht so lange dauern. Zu zweien vergeht übrigens die Zeit schneller. Schon seit Monaten lauiere ich auf diese Gelegenheit. Wir werden uns ein wenig vergnügen, ohne die geringste Sorge, gestört zu werden...“

Sie richtete ihren verzweifelten Blick auf den großen Schlüssel, den er in der Hand hielt. Er erriet ihren Gedanken:

„Du willst mir den Schlüssel abnehmen? Das würde Dir nichts helfen. Bei dem leinsten Knirschen des Schlosses werde ich auf Dich aufstürzen und ihn Dir entreißen. Wenn Du auch übrigens diese Tür geöffnet hättest, würdest du Dir noch den Schädel einrennen an den beiden andern, die auch verschlossen sind, und zwar nicht schlecht, darauf kannst Du Dich verlassen. Und von beiden habe ich die Schlüssel hier im Gürtel. Und wenn Du auch auf der Treppe noch so laut schreiest, so würde man Dich doch nicht einmal im Treppengang hören.“

Die kleine Bienenrinne zittert vor Wut, und wilder Haß flammt in ihren Augen.

III.

„Macht mich nicht verrückt, Barju. Geht mir die drei Schlüssel und laßt mich fort, oder ich räche mich mit einem Male für alle Leiden, die ich erduldet habe.“

„Es handelt sich nicht mehr um Entbehrungen und Leiden, sondern um Herzen und Küissen...“

In Juljas Augen erlosch der Glanz in aufsteigenden Tränen. Sie vermochte nichts gegen den Unhold auszurichten. Er war der Stärkere. Blöthlich sagte sie sich — ein neuer Entschluß war ihr gekommen. Und Barju an, wie, in der Erkenntnis ihrer Ohnmacht habe sie sich in ihr Schicksal ergeben.

„Gib mir nun, meinen Hauskalt einzurichten!“ höhnte er. „Nehre dieses keere Haß um — es ist unzer Trich. Inzwischen packe ich den Vorrat in den Speiseschrank. Bring mir erst das Licht.“

Wahr id das junge Mädchen ihm nun den Rücken zuwendete und zu der Brunnentauer ging, auf der die Laterne stand, dachte Barju, sie bemerke die schnelle, flüchtige Bewegung nicht, mit der er den großen Schlüssel in den Korb unter das Brot legte.

In diesem Augenblick wurde es plötzlich dunkler im Keller — Julja hatte die Laterne ausgeblasen.

Der Alte war so überhäuft und wühend, daß er ten Korb losließ, einige Schritte vorwärts ruz, mit den Armen in der Finsternis umherirchtelte und rhr:

„A! Was, Du kleines, böshafte Was, wirst Du mir auf der Stelle die Laterne hergeben, damit ich sie antedele... Ah, wenn ich Dich erwischte!... Du sollst sehen, wenn ich Dich gleich erwische!“

„Loh er taltete umjont ins Schwarze. Nicht das leiste Geräusch, nicht einmal ein Atmen verriet ihm, in welcher Ede das junge Mädchen sich versteckte.“

Und während er sich ängstlich in acht nahm, um nicht gegen den Brunnentrand zu rennen, fachte Barju, hampfte mit dem Fuß auf, ging nach rechts und links, kehrte wieder und immer wieder um und gestikulerte heftig in inner wahren Wut, das Kind zu packen. Allein Julja; deren Augenaugen in der Nacht zu leben schienen, war nicht zu erfassen.

Da plötzlich... ein Geräusch... es war etwas in das tiefe Wasser des Brunnens gefallen.

Barju blieb stehen und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

„Gimmeltonnerwetter!“ fluchte er mit fürchterlicher Stimme. „Du hast doch wohl nicht den Korb hineingeworfen? Den Korb...?“

Und Julja antwortete mit lächelnder, kühler Stimme:

„Die Laterne und den Korb, alles habe ich in den Brunnen geworfen!“

„Aber Unglücksweib, der Schlüssel war ja darin, der große Kellerschlüssel!“

„Um so besser!“ verjehrte die Bienenrinne mit einem irren, verzweifelten, wilden Lachen.

Mit schlaffen Gliedern sank Barju wie leblos auf den Boden — wie ein zu Tode getroffenes Tier. Pechungslos und schweigend stand Julja da und lautete. Es mußte ihm etwas geschehen sein! Dumpfes Knirschen verriet es. Lautlos und geschmeidig wie eine Kabe huchte Julja an der feuchten Wand entlang. Hier war die Tür! Klaffenden Herzens zog sie den heimlich dem Brotkorb entnommenen Kellerschlüssel aus der Tasche — ein leises Knirschen im Schloß — o Glück, es war geöffnet! Blitzschnell zog sie den Schlüssel ab, schob sich durch den Spalt und warf die schwere Tür donnernd hinter sich ins Schloß. Der da drinnen war sicher aufgehoben!

Sie aber stürmte die enge Treppe hinauf — den Stammesgenossen, der Freiheit entgegen! —

Die deutschen Kolonien an der Wolga

Von einem Wolgabewohner

In der nationalrussischen Presse wird ein gewaltiges Geschrei erhoben, daß die Reichsregierung für die Not der deutschen Stammesgenossen nicht die genügend offene Hand habe. Ein „Hilfswert der Wolgabewohner G. V.“ ist in Berlin gegründet welcher eingetragene Verein Mittel flüssig machen will und dazu die Werbetrommel rührt. Die Absicht ist gewiß löblich, Tränen zu trocknen die Not zu lindern, was kann es Schöneres geben. Zufällig trifft die Sammlung für dies Hilfswert zusammen mit der öffentlichen antilichen Mahnung, bei allen Ependen, auch bei Sammlungen mit öffentlicher Erlaubnis und Empfehlung, die nötige Vorsicht walten zu lassen, denn von den aufgebrachtten Summen flieht der größte Teil in die Tasche von Komiteemitgliedern in der Form von Aufwandsentschädigungen, Propagandareisen mit Wein und Weibern, Geschenken, Vergütungen, persönlichen Anstößen usw., so daß ein solch eingetragenes Hilfswert nur ein solches für das betreffende Komitee ist.

Wie den andern in dieser schrecklichen Zeit Leidenden kann auch den Wolgabewohnern in ihrer Not nicht durch Geldsammlungen geholfen werden, denn das Geld hat tiefe Ursachen als der Mißwachs des einen Jahres, sie ist vielmehr in den besondern russischen Verhältnissen begründet. Die Ansiedlung wurde begonnen, als nach dem siebenjährigen Krieg die allgemeinen Verhältnisse in Deutschland nur ungewisse Lebensmöglichkeiten boten. Im Dezember 1762 erließ die Kaiserin Katharina II. ein Manifest an alle Auswanderungswilligen in Europa mit der Anforderung, sich in den weiten Steppen Rußlands niederzulassen. Da dieser Aufruf keinerlei Sicherheit anbot, blieb er ohne Erfolg und wurde ein Jahr später erneuert. Jetzt wurden für eine Reihe von Jahren Landereien gratis zur Verfügung gestellt, die Kolonisten von allen Abgaben befreit und die Kosten der Uebersiedelung vom russischen Staat übernommen. Dieser Aufruf wurde drei Jahre lang erneuert, besondere Kommissare wurden entsandt und als Sammelplätze der Auswanderungswilligen die kleine Stadt Kasan an der Wolga bestimmt. Hier trafen sich am 8. April 1768 die ersten Leute, wurden nach Alibed verbracht und hier am 23. Mai eingeschifft. Nach neun Tagen Seefahrt kamen sie in Kronstadt an, nicht mehr vollständig, da schon einige auf der Fahrt gestorben waren. Noch mehr aber blieben auf der Reise in das Innere Rußlands zurück. Bei den schlechten Transportmöglichkeiten wurde das Glend der Auswanderer unerschreiblich und bei dem Mangel an ärztlicher Hilfe und an Medikamenten konnte dem Glend auch nicht gesteuert werden.

In drei Kolonien geteilt wurden die Auswanderer auf verschiedenen Wegen in das neue Gebiet geführt, wo die ersten von ihnen am 24. Juni 1767 anlangen. Ihre erste und im Laufe der Jahrzehnte auch immer bedeutendste Siedelung wurde Katharinenstadt. Im Jahre 1768 wanderten die letzten Kolonisten zu, da mit dem Krieg die weitere Werbung eingestellt wurde. In 102 Kolonien lagen nun rechts und links der Wolga an 800 Familien mit 27 000 Köpfen. Die Kosten betragen für den russischen Staat über 3 Millionen Rubel, welche Summe den Ansiedlern als Schuld angefordert wurde, die sie nach zehn Jahren beginnend ratenweise abtragen sollten. Was sie aber auf dem Siedlungsgebiete abtragen sollten, was sie nach zehn Jahren beginnend ratenweise abtragen sollten. Was sie aber auf dem Siedlungsgebiete abtragen sollten, was sie nach zehn Jahren beginnend ratenweise abtragen sollten.

An Gefahren hatten die Kolonisten viele auszusehen. Uebersiedelung der Steppenvölker, Verwüstungen und Lohschläge durch Räuberbanden, ganze Familien wurden verschleppt und in asiatische Sklaverei abgeführt, auf den Sklavenmärkten verhandelt,

am meisten aber war es noch das schier unüberwindliche Heimweh, das die Ratur der Kolonisten hemmte. So dochten viele Kolonisten nicht mehr an den Ausbau ihrer Wohnstätten, an die ordnungsmäßige Bebauung ihrer Ländereien, wollten immer auf irgend eine Gelegenheit zur Heimkehr und kamen so nicht aus ihrer Verzogenheit heraus. Zu allen aber kam noch die Zwietracht als der größte Feind der Kolonisten; wo sie sich eingepreien, hemmte sie jede Entwicklung und Annehmen wurden hinausgeworfen für unruhige Prozesse. Den Kolonisten war durch das Manifest zugesichert, daß sie sich ihre innere Verwaltung selbst besorgen, sich ihre Vorsteher und Ortschreiber bestellten, ihren Pfarrer und ihren Bezirksobmann wählen; nur als Vertretung der „Gemeinde“ hatte diese als besonderes Ministerium ein Amt einzunehmen, das auch die Ratengabungen entgegennahm und berechnete. Infolge der Mißgunst und der Zwietracht unter den Kolonisten bildete sich aber bald eine Beamtenhierarchie, die mit der Zeit alle Macht an sich ritz und der dann die Kolonisten schrankenlos preisgegeben waren. Die schlechtesten Auswüchse des russischen Beamtenlums machten sich auch hier breit. Unterschlagungen waren zur Gewohnheit geworden, Prozesse wurden zur Bereicherung der Beamten über ein Jahrzehnt hinausgezogen, die Wahlen zu den Ortsvorstehern wurden von den Bezirksbeamten gemacht, die Verpachungen der Gemeindegüter wurden zu geringem Zins dem alten Pächter immer wieder zugeschoben, der große Reichthum sammelte, wer dem Beamten die größte Rubelnote zusetzte, wurde begünstigt, dem wurde Recht zugesprochen, der wurde gewählt, der bekam ein Amt.

Die erwähnte Schulsumme sollte nach dem zehnten Jahre von der Siedelung an durch Ratengabungen getilgt werden, welche Zinst auf Antrag um nochmals zehn Jahre verlängert wurde. Von da an hatte ein jeder Mann von 16 bis 60 Jahren drei Rubel im Jahre, von 1797 an nur noch einen Rubel abzutragen. Obwohl aber diese Abgaben entrichtet wurden, verminderte sich die Schulsumme nach zehnjährigen Zahlungen nur um etwa 24 000 Rubel und 60 Jahre nach der Einwanderung hatte sich die Schulsumme trotz aller Zahlungen nur um 133 600 Rubel und 44 Kopelen vermindert. Gewissenhaft war man also, denn die Summe zeigt, daß auch ein anderer Revisor, anscheinend keiner nach dem Reiter von Gagol, und in diesem einen Jahre verminderte sich die Schulsumme um fast 400 000 Rubel. Bis dahin floßen die Ratengabungen eben in die Tasche der Beamten, die bei ihren Zusammenkünften uppige Schlemmereien abhielten. Die „Saratowische Deutsche Zeitung“ konnte damals schreiben, daß die eigentliche Schuldentilgung erst im Jahre 1833 begann. Ein Glück war es noch für die Kolonisten, daß für die Schulsumme keine Zinsen berechnet wurden, sonst wäre die Schuld bei diesem Rechnungssystem nur immer größer geworden. In den Schreißbüchern an der Wolga herrschte die schlimmste Korruption, begünstigt durch die Kolonisten selbst, die unter diesem System nur immer ihren eigenen Vorteil wahrnahmen und zu sichern trachteten. Diese Korruption war so eingetreffen, daß selbst die Pfarrer nicht einmal eine Ausnahme machten und sich den andern Beamten völlig anpaßten. Ja, die Pfarrer benutzten ihr Amt selbst zu einem unheilvollen Zweck, die Kolonisten und kamen zu einem wahnsinnig fürstlichen Reichtum mit einem diesem Reichtum entsprechenden Einkommen. Da die Einkünfte aus den Pfarrstellen ungewisser groß waren und bei dem Mangel an vorzüglichen Geistlichen trühere Kontingente und Geschäftskente für den Pfarrerberuf zugelassen waren, erhielt immer der eine solche Stelle zugesprochen, der den Beamten die meisten Anstehen bot. Wie in der Kirche war es aber auch in der Schule, die Lehrer gaben den Pfarrern nichts nach.

Ein weiteres Glück für die Kolonisten war, daß der jungfräuliche Boden reiche Erträge abwarf und noch abwarf, wenn es das Wetter zugibt, denn sonst wären die Anfänger schon längst bei diesen Zuständen untergegangen. Die Kautenbaffigkeit der Natur warf den Wolgakolonisten in völlige Mittellosigkeit, um ihn im nächsten Jahre mit Schätzen zu überhäufen. In den Jahren bitterster Not packt sich der Kolonist in seinen Schloßpelz, holt sich in sein großes Haus, für das er keine Heizung hat und trinkt seinen „Kofe“ und ißt Kartoffeln, denn Brot hat er in solchen Jahren nicht. Spendet ihm das nächste Jahr einen immensen Reichtum, so kennt auch die Leppigkeit keine Grenzen. Wer es verlanzt, gelangte zu großem Reicht und nahm in Jahren der Not die Ländereien der Kolonisten auf Jahrzehnte in Pacht, um sie wieder an die ursprünglichen Eigentümer zu verpachten, natürlich gegen viel höheren Zins. So verpachtete die Gemeinde W a n n e i m in einem solchen Notjahre ihr Land für 72 Kopelen die Dostajino, und erpachtete daselbe Land dann um 10—15 Rubel pro Jahr und Dostajino wieder vom dem Pächter.

Von Mißwachs und Hungerjahren ist der Wolgabewohner nie frei geworden. Nimmt man dazu die Korruption, die unter ihnen herrschte, so gewinnt man leicht ein Bild von der Kulturhöhe der Bevölkerung der Kolonien an der Wolga. Sie ist derart, daß sich der Wolgabewohner nur sehr schwer in unser Welt-

schaffswesen einfügen kann und er würde höchstens ein williges Ausbeutungsojekt für den Großgrundbesitz abgeben, so daß ihm mit der Uidwanderung nicht geholfen ist. Ihm eine solche anempfehlen, heißt, eine falsche Hoffnung in ihm erwecken. Es scheint dagegen, daß gewissenlose Demagogen die Not der Wolgabewohner dahin auszunutzen streben, um für ihre eigenen Zwecke die Not des Reiches und die Schwierigkeiten der politischen Lage zu vergrößern. Man helfe, den inneren Weltand des Reiches zu festigen, und verusche charaktervolle Intelligenzen zu den Wolgabewohnern zu entsenden, um ihm im Lande selbst aufzuhelfen und Besserwege zu schaffen, so wird keine Not befehtigt, die Quelle seiner Not verstopft, und wir werden von ihm und er von uns Nutzen haben.

Für unsere Frauen

Mein Kind

Du schläfst mir still zur Seite — ich aber lausche schon in eine dunkle Weite. Es klingt ein fremder Ton durch meine Nächte Schweigen gar süß und wunderbar, und goldne Sterne neigen sich grüßend über mich. So tief bin ich befangen in meiner Heimlichkeit, und so voll Lust und Wangen — darüber fliegt die Zeit — Zwei Kinderfüßchen schreiten allmächtig durch mein Haus, und kleine Arme breiten sich hilflos nach mir aus. — Ich hab' mein liebes Leben nicht mehr für mich allein, ein andres wächst daneben. Im dunklen Kammertein will's leise schon sich regen, ich aber träume lacht dem selgen Tag entgegen, da's mir im Arm erwacht!

Anna Ritter.

Weib und Ehe im deutschen Sprichwort

Die Schätze an praktischer Weisheit und Lebenserfahrung, die in unserm Sprichwort aufgespeichert sind, werden in der alltäglichen Rede vielfach ausgenutzt, und zwar verleiht dieses in unserer modernen Zeit wirksam gebliebene uralte Sprachgut besonders dem Ausord des Volkes seine Bildkraft, wie dies schon in den Tagen des unsterblichen Sancho Panza der Fall war. So viele Sammlungen und Abhandlungen es aber auch über unser Sprichwort gibt, so war doch bisher dieses Thema noch niemals in zusammenfassender Weise wissenschaftlich behandelt worden, und daher stellt die „Deutsche Sprichwörterkunde“, die G. H. Weischen Buchhandlung in München erschienenen „Handbuch des deutschen Sprichwortes“ herausgibt, ein wissenschaftliches Neuland dar, das zum ersten Male den ganzen Umkreis der in Betracht kommenden Fragen umfaßt. Aus der Fülle des hier bereinigten Stoffes sei herausgehoben, was das deutsche Sprichwort über Weib und Ehe zu sagen hat, und wenn dies unsern vergärtelten Ohren häufig etwas dorb und ungalant klingt, so müssen wir uns eben mit den auf lange Erfahrung gegründeten Anschauungen unserer Vordern abfinden. So schmerzlich es auch unsern Frauenrechtlerinnen klingen mag, so läßt unser Sprichwort doch keinen Zweifel darüber, daß ihm der Mann mehr wert ist als die Frau. „Ein Mann wiegt zehn Weiber auf“, heißt es, oder noch berber „Wo 'ne Wudle ist, dort gilt ten Rod“. Allerdings unterliegt der Mann bisweilen der Anziehungskraft des Weibes: „Ein Frauenhaar zieht härter als ein Glodenfell“. Das höchste Lob, das das Sprichwort der Frau spendet, liegt in der Bezeichnung „fromm“ oder „brav“. „Ein frommes Weib kann man mit Gold nicht abwägen. Ein braues Weib macht einen braven Mann. Das Weib und der Ofen sind des Hauses Bier.“ Vor allem gehört nach dem Sprichwort die Frau ins Haus: „Das Weib ist zu Hause am schönsten. Die Hausfrau darf nicht sein eine Ausfrau.“ Die einfache Arbeitstracht steht der Frau am besten: „Am Werttag steht der Frau die Küchenschürze besser als das seidene Fürtuch.“ Auch muß sie selbst tüchtig Hand anlegen: „Die Frau muß selber sein die Magd, solls gehn, wie es ihr behagt. Der Hausfrau Augen lachen wohl. Wo die Frau wirtschaftet, wächst der Sped am Balken.“ Ohne Sparanstand keine brave Frau: „Wenn der Mann einlöffelt und die Frau ausschüttelt, so geht die Wirtschaft zu Grund.“